



Andreas Sentker, Leiter des Ressorts Wissen der Wochenzeitung DIE ZEIT, Herausgeber des Magazins ZEIT Wissen und Gastgeber des ZEIT FORUMS der Wissenschaften sowie Träger des Innovationspreises Gregor Mendel

Rede aus Anlass der Verleihung des Gregor-Mendel- Innovationspreises am 4. April 2011 in Berlin

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

dieser Preis verpflichtet – zunächst vor allem zu großem Dank.

Dank an Joachim von Braun für seine wunderbaren Worte.

Wir sind uns zum ersten Mal in Washington begegnet. Er saß – damals scheidender Generaldirektor des International Food Policy Research Institute IFPRI – auf gepackten Kisten.

Ich war aus Deutschland für ein Harvard-Stipendium nach Amerika gekommen, er war auf dem Weg zurück nach Deutschland, in der Hoffnung, nach vielen Jahren erfolgreicher internationaler Forschungsdiplomatie endlich wieder aktiv forschen zu können.

Wir diskutierten über die großen Herausforderungen an Landwirtschaft und Pflanzenzucht – den wachsenden Hunger, nicht nur nach Nahrung, sondern auch nach Energie und Rohstoffen vom Acker.

Dank an die Gregor-Mendel-Stiftung, die mich dieses Preises für würdig befunden hat.

Ich habe den Augustinermönch Gregor Mendel schon als Schüler bewundert. Verstanden habe ich die Tragweite seiner Leistung vermutlich erst im Studium. Seine Leidenschaft als Naturforscher, seine genaue Beobachtungsgabe, seine kluge Strategie.

Mit seinem radikal reduzierten und kontrollierten Versuchsdesign – man kreuze zwei Pflanzen einer Art miteinander, die sich zunächst nur in einem Merkmal unterscheiden – hat sein sprichwörtliches Erbsenzählen über die Pflanzenzüchtung und Genetik hinaus Maßstäbe für die Wissenschaft gesetzt.

Dass er mit der Auswahl der Merkmale bei seinen weiteren Versuchen auch noch sehr viel Glück hatte, gehört zu einer solch extraordinären Biografie vermutlich einfach dazu – heute sind viele Pflanzenzüchter und Genetiker im Raum, sie werden wissen, was ich meine: Die Stichworte lauten Unabhängigkeitsregel und Kopplungsgruppen.

Dank auch an meine Redaktionen, die Kolleginnen und Kollegen von ZEIT und ZEIT Wissen.

Dank für den beständigen und herausfordernden Diskurs – glauben Sie nur nicht, wir seien immer einer Meinung. Dank für die inspirierende Zusammenarbeit in einem Umfeld, das auch im internationalen Vergleich einzigartig ist.

Ich möchte auch meinem Verlag danken, der in Zeiten der großen Zeitungskrise, als andernorts Blätter eingestellt und Redakteure entlassen wurden, den Mut hatte, innovativ zu sein. ZEIT Wissen war das erste Magazin aus einem traditionellen Zeitungshaus. Die Wissenschaft ist einer der Schwerpunkte unter dem Dach der ZEIT, und einer der erfolgreichsten dazu. Erst vergangene Woche ist unsere jüngste Buchedition erschienen: „Erzählte Wissenschaft“. Von Thomas Pynchon bis T. C. Boyle, von Alissa Walser bis F. C. Delius habe ich hier als Herausgeber Romane großer Autoren zusammenstellen dürfen, deren Helden leidenschaftliche Wissenschaftler sind. Sie heißen Michael Faraday und Rudolf Virchow, Erwin Schrödinger und Konrad Zuse.

Es ist nicht nur ein großes Lesevergnügen, Wissenschaftsgeschichte auf hohem literarischem Niveau kennen zu lernen. Die intimen Einblicke in die Dramatik, Psychologie und Soziologie der Wissenschaft sind auch für das Verständnis von Forschung und Innovation, für das Verständnis ihrer Voraussetzungen und Bedingungen sehr erhellend – und ursprünglich wollte ich diese literarischen Studien zur Basis meines Vortrags machen. Doch gerade jetzt richtet sich unser Blick natürlich nicht in die heroische Vergangenheit der Forschung.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

wir müssen aus dem Entsetzen der Gegenwart lernen. Haben wir uns eine Katastrophe dieses Ausmaßes je ausmalen können, wie wir sie in Japan beobachten müssen?

Sie trifft unsere Zivilisation ins Mark. Sie trifft eine hoch entwickelte, hoch industrialisierte und perfekt vorbereitete Gesellschaft.

Wie kein anderes Land auf der Welt hat Japan gelernt, mit Erdbeben zu leben, hat sichere Häuser errichtet und seine Bürger regelmäßig den Ernstfall üben lassen. Schon Kleinkinder können das Wort Tsunami buchstabieren und kennen den Weg auf das nächste rettende Dach.

Tatsächlich ist die Zahl der eigentlichen Erdbebenopfer relativ gering. Die Schutzmaßnahmen haben sich bewährt. Dabei war das Beben das stärkste je weltweit gemessene, heftiger hat die Erde nie rumort.

Doch dann kam die Welle. Und sie übertraf alles, was Hydrologen und Geologen in dieser Weltregion je beobachtet oder errechnet haben. So überwand sie mit grausamer Leichtigkeit millionenteure und meterhohe Schutzanlagen.

Sie traf auch ein Unternehmen, das eine riskante Technologie an einem riskanten Ort betrieb und die dringenden Mahnungen der Experten, mehr in Sicherheit zu investieren, aus ökonomischem Kalkül vielfach ignorierte – Tepco.

Der Gang der Ereignisse – das Beben, die Welle, das atomare Feuer – sie machen diese Katastrophe zu einer, wie es sie noch nie gegeben hat. Ein Beben allein, eine Flut, ein Brand, eine Explosion, sie sind irgendwann vorüber, Vergangenheit. So entsetzlich sie auch gewesen sein mögen, nach ihnen beginnt die Zukunft, der Wiederaufbau.

Auch in Japan wird allmählich sichtbar, wie Bagger Schneisen in die Schuttlawinen fräsen, wie sie Straßen freilegen. Wir ahnen: Die Folgen der Naturkatastrophe wird das Land in den Griff bekommen.

Doch die weiter schwelende Gefahr eines noch unvorstellbar größeren atomaren Desasters sorgt dafür, dass die Katastrophe nicht Vergangenheit ist, für lange Zeit nicht Vergangenheit sein wird – und der Weg in die Zukunft grausam ungewiss bleibt.

Diese Ungewissheit wird Konsequenzen haben, nicht nur für die Bewertung der Kernenergie.

Sie wird sich auf jedwede wissenschaftlich-technische Risikodebatte auswirken. Sie wird die generelle Skepsis gegenüber Experten und Expertisen erhöhen. Sie könnte es in Zukunft schwerer machen, Innovationen gesellschaftlich durchzusetzen.

Unter uns Wissenschaftsjournalisten gibt es einige, die über Jahre hinweg für die weitere Erforschung der Kernenergie plädiert haben. Ich gehöre dazu.

Wir wissen, dass es Reaktorkonzepte gibt, die eine Kernschmelze prinzipiell unmöglich machen. Wir wissen, dass man mit entsprechenden Investitionen auch herkömmliche Reaktoren sicher einkapseln kann. Wir wissen, dass es ein Konzept der Transmutation gibt, die aus jahrtausendlang strahlenden Isotopen kurzlebiger machen kann – eine faszinierende Perspektive für das nach wie vor dramatisch ungelöste Endlagerproblem.

Es war, wie mein Kollege Gero von Randow vor einer Woche in der ZEIT schrieb, „verführerisch, sich von diesem Möglichkeitssinn beflügeln und weit davon tragen zu lassen ... Katastrophensichere AKWs bleiben möglich – physikalisch gesehen. Aber sie werden wohl für immer eine Möglichkeit bleiben. Denn Physik ist nicht Technik, abstrakt ist nicht konkret.“

Meine Damen und Herren, wie also sieht es aus, wenn Wissenschaft auf Wirklichkeit trifft? „Physik“, schreibt Gero von Randow, „ist eine mathematische Beschreibung von relativ einfachen Vorgängen. Auf einige dieser Beschreibungen dürfen wir uns hundertprozentig verlassen, immer und überall. Technik hingegen ist verwickelt und historisch.“

Nicht Geräte und Gestelle, nicht Pumpen und Programmzeilen, Chips und Containments machen die Technik aus.

Sie ist ein heterogenes Ganzes, zusammengesetzt aus Pumpen, Programmzeilen, Chips, Containments, Vorschriften, Geschäftsplänen, Hierarchien, aus klugen und dummen Menschen, aus Vorsicht, Leichtsinns, Mut und Feigheit.“

Bei Tepco war es offenbar maximales Gewinnstreben, gepaart mit bodenlosem Leichtsinns, das die Manager alle Warnungen ignorieren ließ.

Tschernobyl und Fukushima sind nun zwei Orte, die zeigen, was geschehen kann, wenn man versucht, Sicherheit gegen Gewinn zu tauschen.

Es ist vielleicht noch zu früh für konkrete Schuldzuweisungen, auch zu früh für konkrete Lehren aus der Katastrophe. Doch schon jetzt zeichnet sich ab, dass diese Lehren von Nation zu Nation, von Kultur zu Kultur sehr unterschiedlich sein werden.

Barack Obama hat soeben ähnlich wie die deutsche Bundesregierung „eine umfassende Überprüfung“ angeordnet, um „die Sicherheit der bestehenden Kernkraftwerke zu gewährleisten“. Sein Ziel ist aber nicht die Abschaltung der Meiler.

Ganz im Gegenteil.

Zitat: „Die Lehren aus Japan sollen bei der Planung und dem Bau der nächsten Generation berücksichtigt werden.“ Das sagte Obama vergangene Woche vor Studenten der Georgetown University in Washington. Für weite Teile der deutschen Bevölkerung und der deutschen Politik scheint die Katastrophe von Japan dagegen unseren technischen Fortschrittsbegriff in Frage zu stellen, die Vermessenheit des Homo Faber im Umgang mit dem atomaren Feuer endgültig zu beweisen.

Sie scheint all jene zu bestätigen, die komplexe technische Systeme, anspruchsvolle Innovationen prinzipiell für unbeherrschbar oder unberechenbar – also unbedingt für gefährlich halten.

Tatsächlich zeigt das japanische Desaster, dass Techniker und Ingenieure auch das Undenkbare denken müssen. Etwa, dass ein Kraftwerk mitten in einer technischen Zivilisation tagelang von der Stromversorgung abgeschnitten sein kann.

Aber auch nach der Katastrophe von Japan ist technisch gesehen kein einziges deutsches Kraftwerk weniger sicher oder weniger unsicher als zuvor.

Was sich drastisch verändert hat, ist die gesellschaftliche Bewertung der Technik und damit einhergehend die Bilanz von Nutzen und Risiken.

In diese Bewertung gehen viele Faktoren ein: Ökonomische und politische, historische, moralische und soziale Aspekte.

Und manchmal – und oft eher am Rande – neue wissenschaftliche oder technische Erkenntnisse.

In diesen Momenten der Neubewertung von Risiken gerät der beteiligte Wissenschaftler, der Ingenieur, der Experte in eine sehr heterogene Gesellschaft, deren Mitglieder aus den unterschiedlichsten Perspektiven argumentieren. Darin kann eine Stärke des Risikodiskurses liegen.

In solchen Momenten gerät die Wissenschaft aber auch und fast zwangsläufig in einen Gewissenskonflikt. Denn natürlich ist sie gefordert, die Gesellschaft zu beraten. Sie muss ihre Tugenden und Fähigkeiten ausspielen: Sie soll Annahmen prüfen und Erkenntnisse sammeln, sie soll Sachverhalte einordnen und Argumente liefern.

Dabei offenbart sich jedoch ihr prekäres Verhältnis zu den anderen Teilen der Gesellschaft, vor allem zur Politik.

Denn in dem Maß, in dem Politiker auf wissenschaftliche Argumente zurückgreifen, um ihre Entscheidungen zu begründen, gerät die Wissenschaft in die Wahl- und Grabenkämpfe der Politik hinein.

Wenn Wissenschaft auf politische Wirklichkeit trifft, droht – davor warnt der Bielefelder Wissenschaftssoziologe Peter Weingart seit vielen Jahren – ein dramatischer Distanzverlust.

Mit ihm einher geht die Gefahr, dass Wissenschaft parteipolitisch instrumentalisiert wird und sich in der alltagspraktischen Umsetzung wissenschaftlicher Expertise ganz andere als wissenschaftliche Kriterien in den Vordergrund drängen.

Dass die Wissenschaft nicht mehr, wie noch bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein – als unfehlbare Lieferantin von Wahrheit gilt, hat ihr auf lange Sicht durchaus genutzt.

Wissenschaft ist die immerwährende Suche nach der wahrscheinlichsten Erklärung bis zum Beweis, dass eben diese Erklärung ein Irrtum war.

Wissenschaft ist dabei heute – nach Betrugs- und Plagiatskandalen – nicht nur ein Prozess der beständigen Vergewisserung über den Stand ihres Wissens, sondern auch der beständigen Selbstvergewisserung über die Qualität ihres Tuns.

Der Zweifel ist ihr konstitutives Element, in der sorgsam dokumentierten ihrer Gedankengänge und deren penibler intellektueller oder experimenteller Prüfung liegt ihre Glaubwürdigkeit begründet.

Wissenschaft will der Wahrheit möglichst nahe kommen, im Bewusstsein, sie nie zweifelsfrei erlangen zu dürfen.

Politik hingegen will der Wählbarkeit möglichst nahe kommen, ihr Zweifel an der Wahrheit von gestern ist daher manchmal nur taktisches Kalkül.

In diesem polarisierenden Umfeld droht gerade die Stärke der Wissenschaft – der Zweifel – zu ihrer Schwäche zu werden:

Denn er wird besonders mächtig in der Bewertung komplexer Sachverhalte. Er ist – auch bei Wissenschaftlern – historisch, kulturell, gesellschaftlich geprägt. Auf den Stand der Wissenschaft mögen sie sich zweifelsfrei und einstimmig einigen können, doch ihr Zweifel selbst kann danach ein sehr individueller sein.

Vor diesem Hintergrund ist absolut verständlich, wenn der Deutsche Ethikrat in seinem Gutachten zur Präimplantationsdiagnostik vor wenigen Tagen zu einem gespaltenen Urteil kommt: 13 Mitglieder sind dafür, die PID unter strengen Bedingungen zuzulassen. 11 Mitglieder sind für ein striktes Verbot.

Räte, Kommissionen, Gutachter, es gibt viele von ihnen – der Bürger ist verwirrt: Wenn schon die Experten nicht mit einer Stimme sprechen, wer sagt ihm dann die ersehnten Wahrheiten?

Wenn es Professoren gibt, die Kernkraft für sicher halten, und solche, die eine Beschleunigung des Ausstiegs anmahnen?

Wenn es Fachleute gibt, die die Reproduktionsmedizin als Mittel zur Verringerung menschlichen Leids begrüßen, und andere, die sie als Angriff auf die menschliche und gesellschaftliche Integrität verteufeln.

Wenn die einen Experten gentechnisch veränderte Pflanzen als Basis einer neuen Bioökonomie für unverzichtbar erklären und andere vor Superunkräutern, Industriemonopolen und dem Ende bäuerlicher Kultur warnen?

Unsere Aufgabe als Wissenschaftsjournalisten ist es, die vielen Stimmen der verschiedenen Gruppen innerhalb und außerhalb der Wissenschaft zu hören, ihre Interessen zu offenbaren, die Argumente heraus zu destillieren, die Ergebnisse und zugleich die Wege zu ihrer Erlangung zu schildern.

Unsere Aufgabe ist es, unsere Leser, Zuhörer oder Zuschauer in die Lage zu versetzen, eine eigene Meinung zu vertreten.

Unsere Aufgabe ist es, Wissenschaft kritisch zu begleiten, ihre Bedingungen in Augenschein zu nehmen, ihre Interessen abzuwägen, Konflikte aufzudecken – und vor diesem breiten sozialen, ökonomischen und politischen Hintergrund den Stand ihrer Erkenntnis zu vermitteln.

Wie viele meiner Kollegen bin auch ich fest davon überzeugt, dass der Wissenschaftsjournalismus sich in den vergangenen Jahren emanzipiert hat – vom Gegenstand seiner Darstellung aber auch gegenüber den klassischen Ressorts – der Politik, dem Feuilleton.

Wir sind zu professionellen, kritischen Beobachtern und Begleitern des Wissenschaftsbetriebs geworden und haben dabei die Lust an der Erkenntnis, an der Schärfe des Arguments, an der Macht des Beweises und an der Ekstase des Heureka nicht verloren.

Wir sind fest davon überzeugt, dass Wissenschaft als transparentes, selbstorganisiertes und selbstkritisches System heute glaubwürdiger auftreten kann als jene Professoren der Vergangenheit, die mit Überzeugung in Stimme und Auftritt unverbrüchliche Wahrheiten verkündeten.

Wissenschaft und Wissenschaftsjournalismus sind der Wahrheit näher gekommen.

Doch inzwischen hat sich die Gesellschaft dramatisch verändert. Sie ist nicht mehr bereit, auf die eine, die wissenschaftliche Wahrheit zu hoffen.

Mehr noch: In der Diversifizierung moderner Gesellschaften haben sich ihre Lebenswirklichkeiten vervielfacht. Und diese Wirklichkeiten werden zudem – ein Blick auf Japan bestätigt das frappierend – historisch, geografisch und kulturell geprägt, sehr unterschiedlich wahrgenommen.

Auch innerhalb einer Gesellschaft entstehen so erstaunlich weit voneinander entfernte Parallelwelten verlässlichen oder vermeintlichen Wissens. Sie lassen sich besonders intim im Internet beobachten, in Chats und Blogs, aber auch in den vielen Kommentaren und Leserbriefen zu unseren Artikeln.

Sie entstehen vor allem in der Debatte um ideologisch und emotional aufgeladene Themen wie Klimawandel, Gentechnik oder eben Kernenergie.

Die Parallelwelten sind nicht nur durch die unterschiedliche Wahrnehmung von Wirklichkeit gekennzeichnet. Es scheinen in ihnen auch unterschiedliche Wahrheiten zu gelten.

Ein Beispiel:

Beim Betrieb des Large Hadron Collider am Cern in Genf können, davon sind einige Menschen überzeugt, versehentlich schwarze Löcher entstehen, die erst das Cern, dann Genf, dann die Schweiz, Europa und schließlich den ganzen Erdball verschlingen.

Politiker werden auffordert, das folgenschwere Tun der Physiker in Genf sofort zu stoppen, Redakteure ermahnt, den großen Skandal in Leitartikeln anzuprangern – auch ich habe schon mehrere solcher Schreiben erhalten.

Natürlich kann man – darauf hat Ernst Ludwig Winnacker in einem Artikel für die Süddeutsche Zeitung hingewiesen – die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Lochs mit Logik, Physik und Statistik belegen. Und natürlich muss eine Scientific Community alles unternehmen, um den Ängsten der Menschen außerhalb dieser Community zu begegnen.

Sie wird sie aber nur mit wissenschaftlichen Argumenten nicht beseitigen können, denn die Ängste sind vor allem von nicht-wissenschaftlichen Bedenken getrieben, die ich hier nur unzulässig verkürzt karrieren kann:

Wenn mehr als 1000 Physiker an einer so mächtigen und komplizierten Maschine forschen, dann kann nicht nur, dann muss etwas schief gehen.

Und schon ist das Loch wahr.

Neben solchen quasi parawissenschaftlichen Wahrheiten gibt es noch eine gefährlichere Kategorie: unausrottbare wissenschaftliche Irrtümer.

Einmal in die Welt gesetzt, werden sie von jenen unaufhaltsam verbreitet, deren Position sie stützen.

So ist in der Gentechnikdebatte das Argument verbreitet, die neuen Produkte hätten hunderte indische Kleinbauern in den Selbstmord getrieben.

Tatsächlich ist die Selbstmordrate vor allem unter Baumwollbauern in Indien erschreckend hoch. Ähnlich hoch war sie aber bedauerlicherweise schon, bevor die ersten gentechnisch veränderten Pflanzen auf den Markt kamen. Und eine Studie des Ifpri zeigt, wie vielfältig bei genauem Hinsehen die Ursachen für die Suizide waren und sind. Der dritte Beleg für Parallelwahrheiten ist die bewusste Nichtzurkenntnisnahme nicht erwünschter Wahrheiten. Tatsächlich erscheint es heute geradezu zynisch, vorzurechnen, dass das Geschäft mit Kohle, Öl und Gas mehr Unfallopfer pro Gigawattjahr fordert als die Atomenergie trotz Tschernobyl und sogar dann, wenn es in Fukushima zum Schlimmsten kommen sollte.

Relativierende Argumente gelten als menschenverachtend. Die wissenschaftliche Tugend des genauen Hinsehens und Vergleichens – hier und in anderen Risikodebatten ist sie schlicht unerwünscht.

Viertens: Die großen Wahrheiten über Risiken und Gefahren – sie machen blind für kleine, aber beständige Fortschritte.

Als ich vor mehr als zwanzig Jahren anfang, mich mit grüner Gentechnik zu befassen, gab es schon methodisch begründet viele offene Fragen: Wie viele Kopien eines neuen Gens würden ins Erbgut der Pflanze integriert und vor allem wo? Wie viele Kopien sind dabei intakt geblieben? Und haben sie vielleicht die Integrität des Wirtschaftens zerstört?

Wir diskutierten damals über Risiken, die der Fortschritt der Methode längst obsolet gemacht hat. Es waren keine randständigen Gefahren, sondern zentrale Einwände, die heute gegenstandslos sind. Die Debatte haben diese Fortschritte nicht wesentlich verändert.

Mit dem festen Glauben an die eigene Wahrheit geht die Ablehnung wissenschaftlicher Erkenntnis fast zwangsläufig einher. Wer sie diskreditieren möchte, muss sie nur „kalt“ nennen.

Diese Beobachtungen machen deutlich, dass Aufklärung allein nicht ausreicht, um Ängsten zu begegnen oder gar Akzeptanz zu erlangen.

Dass Wissenschaftler auf dem Marktplatz oder Tage der offenen Tür in Forschungsinstituten oft nur jene erreichen, die der Wissenschaft ohnehin offen gegenüber stehen.

Sie machen deutlich, warum mehr Wissen manchmal sogar zu mehr Skepsis führen kann.

Entscheidend ist: Die multiplen und parallelen Wahrheiten gelten ihren Vertretern als tatsächlich wahr. Und diese Vertreter fühlen sich durchaus legitimiert, ihre Wahrheiten in gesellschaftlichen und politischen Debatten zu vertreten.

Ich sehe aus diesem Widerstreit der Wahrheiten nach Jahrzehnten der Beobachtung zwei mögliche Auswege:

Der erste ist die Korrektur eines strategischen Fehlers:

Je klarer eine wissenschaftliche Aussage, ein Beweis, eine Erkenntnis ist, desto eher wird sie im Konflikt wie ein Brecheisen eingesetzt, um die Tür zur Wahrheit zu öffnen.

Wenn dann das unbelehrbare Publikum nicht eintreten will, gibt der Wissenschaftler den Kampf um seine Gunst auf.

Wissenschaft darf ihre Erkenntnis nicht als Brecheisen einsetzen. Sie muss im Gegenteil Schlüssel sein, die Wahrnehmung von Lebenswirklichkeit, im besten Fall die Lebenswirklichkeit selbst positiv zu verändern – und damit am Ende auch die Lebenswahrheiten.

Der zweite ist ein klares Plädoyer für die Beflügelung des Möglichkeitssinns. Den haben vor allem wohlhabende Gesellschaften im ängstlichen Blick auf das bereits Erreichte oft verloren.

Aber auch dieser Mentalitätswandel ist ein gesellschaftlicher Prozess, der anders als der Einsatz der Brechstange Zeit kosten wird.

Die Beflügelung des Möglichkeitssinns erfordert zwingend die Freiheit der Forschung.

Unsere Gesellschaft, das zeigen Katastrophen wie die von Japan, ist verletzlicher geworden. Und zwar nicht nur, weil unsere Infrastrukturen so aufwändig und kostspielig sind.

Wir sind sehr viele.

Um das Leben der Vielen in Zukunft zu sichern, brauchen wir gerade in so komplexen und in ihrer Dynamik schwer voraussagbaren Bereichen wie Ernährung und Energie vor dem Hintergrund von Bevölkerungswachstum und Klimawandel möglichst viele verschiedene Optionen für die Zukunft – darin besteht die große Herausforderung für die Forschung.

Diese Freiheit zu sichern, darin besteht die Verantwortung der Politik.

Das bisher Unvorstellbare denken, das müssen wir nicht nur bei der Bewertung von Risiken nach dieser Katastrophe.

Wir müssen uns auch auf der Suche nach neuen Chancen die Freiheit nehmen, die Grenzen unseres Vorstellungsvermögens zu überwinden.